

Mit der Schweizer Ambulanz in Finnland [Fortsetzung und Schluss]

Autor(en): **Iff, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **48 (1940)**

Heft 42: **Rotkreuzkolonnen**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-973109>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sonne und Räge

Wenn hie und do uf üsem Wäg
E Rägewulche stoht,
Wenn's düstergrau, noch Sunnetäg
Dur feistre Näbel goht.
Henu, im Glaube früsch vora.
Me muess si schicke dri.
Cha's nid vom nächste Morge-n-a
Scho wieder sunnig si? —
Es isch emol im Läbe so,
Mir hei nüt z'andre dra:
Was einisch soll zum Rife cho
Mues halt vo bedem ha.

Fritz Spaeti.

Vom Ende der Welt

Die Sonne sticht grell auf das Geschiebe, das im Frühling ein überbordender Bach bis an den Rand des Niederholzes getragen hat.

Kinder dringen durchs Dickicht und pflücken die letzten Beeren des Spätsommers. Die Fina ist die Älteste; sie trägt das Krättlein am Gürtel und sammelt die karge Ernte, die sie aus den dornzerkratzten Händen der kleineren Kinder empfängt. Werner, der zwölfjährige, liest Kleinholz auf; die Hütte am Rücken wird schwer, und die Riemen drücken die schmale Schulter.

Die Kinder treten aus dem Gebüsch bis zum Rande des Gerölls und bleiben dort stehen wie ein Rudel Rehe, das, aus dem Walde brechend, erst wittert, ehe es die Streife fortsetzt.

Wetterwolken ballen sich droben am Felsgrat, und dumpfe Hitze brütet über dem Kies am Bache. Kein Lüftchen regt sich. Schweiß perlt auf den Kinderstirnen, und an den Schläfen klebt das Haar. Die Fina stösst hervor: «Das Unwetter kommt! Die Welt wird untergehen; Mutter hat es gesagt.»

Die andern Kinder wenden erschrocken den Blick nach der dräuenden Wolkenbank. Untergehen? — Die Welt? — Vater und Mutter, das Haus, wir alle? Die Kleinen drängen sich entsetzt an Fina. Nur Werner schwingt die Hütte vom Rücken, schneidet eine Gerte und beginnt die Rinde zu kerben. «Das schwatztst du nur so, Fina,» sagt er nach einer Weile, «deine Mutter hat es dir aus Spass erzählt.»

«Aus Spass!» fährt Fina auf. «Nein! Sie hat schon oft geweint und gebetet. Die Menschen seien schlecht, und die Strafe käme gewiss.»

Die Kinder schweigen bedrückt. Finas Mutter hat geweint und gebetet, und die Wolke dort drüben wird schwerer, schwärzer, drohender. Werner haut mit der Gerte saugend durch die Luft; dann senkt er sie und stösst heftig mit dem Fuss einige Steine weg. Darunter wächst blasses, mageres Gras. Der Junge bückt sich. «Gras, Fina! Unter den Steinen, von denen es verschüttet wurde!» Die Gerte fliegt hoch, und Werners Stimme jubelt: «Die Welt kann nicht untergehen!»

Der erste Donner kracht und growlt am Felsgrat. Die Kinder aber knien auf blankem Geröll und graben nach verblasstem, wartendem Grün. Aus dem Krättlein der Fina rollen ein paar Beeren zwischen die spärlichen Halme. Die Welt wird nicht untergehen.

Marguerite Reinhard.

Mit der Schweizer Ambulanz in Finnland

Von Dr. med. Wilhelm Iff

(Fortsetzung und Schluss)

Mittwoch den 20. März begannen wir unsere Arbeit in Lohja, wo wir gleichzeitig mit 115 teils Schwerverwundeten und über hundert Leichtverwundeten ankamen. Lohja mit seinen 4000 Einwohnern besitzt zwei Hauptindustrien, Sperrholz- und Zellulosefabriken, die gemeinsam für ihre Arbeiter ein Gesellschaftshaus mit einem grossen Theatersaal, einem Vortragssaal und verschiedenen kleinen Räumen bauen liessen. Dieses Gebäude wurde nun in ein Kriegsspital umgewandelt. Im grossen Theatersaal, auf dessen Bühne noch ein falscher Himmel herabhing, konnten 77 Verwundete untergebracht werden, im Vortragssaal 26, der Rest auf der Galerie des grossen Saales, während die Leichtverwundeten in einem nahegelegenen Schulhaus Unterkunft fanden.

Wer einmal in einem solchen improvisierten Kriegsspital gearbeitet hat, wird diese Tage nie vergessen. Die Betten bestanden aus hölzernen, völlig ungefederten Gestellen, auf denen eine dünne Papiermatratze lag. Schon für einen Gesunden ist ein solches Lager auf die Dauer höchst unbequem, geschweige denn für einen Schwerverletzten. Aber man hörte kaum Klagen, und in diesem Saal mit seinen 77 Betten war es so ruhig, als ob nur deren zwei darin besetzt gewesen wären. Die Anzüge der Kopfkissen waren ebenfalls mit einer dünnen Schicht

Papier ausgefüllt. Dass das Liegen auf diesem beinahe flachen Lager sehr ermüdend war, zeigte sich darin, dass die Soldaten, sobald man ihre verletzten Gliedmassen mit Kissen hochlagerte, die letzteren wegnahmen, um sie sich unter den Kopf zu schieben. So musste die notwendige Hochlagerung ausbleiben, denn auch Kissen gab es anfänglich viel zu wenig.

Zum Glück war unser Material unterdessen in Helsinki angekommen (mehr als einen Monat war es unterwegs gewesen), so dass wir die allerschlimmsten Mängel beheben konnten. Aber vor allem musste auch noch ein Autoklav zur Sterilisation der Operationswäsche und der Verbandstoffe installiert werden, indessen uns in den ersten Tagen eine kleine Küche als Operationsaal zur Verfügung stand, in welcher ein immerwährendes Hin und Her des Pflegepersonals die Arbeit nicht sondermassen erleichterte. Als Operationstisch benutzten wir die Bahre, auf welcher der Verwundete hereingetragen wurde und stellten diese auf zwei kleine Küchenstühle. Dass das Operieren unter solchen Umständen nicht ganz einfach war, kann man sich leicht vorstellen.

Auch das Pflegepersonal war zahlenmässig ganz ungenügend. Einer Schweizer Schwester stand im grossen Saal eine einzige ausgebildete finnische Schwester zur Seite, daneben eine Anzahl Lehrschwestern und Lottas, die freilich von Krankenpflege recht wenig verstanden, aber voll guten Willens waren. Ohne die Mitarbeit der Lottas wäre aber der heldenhafte Widerstand der Finnen gar nicht denkbar gewesen, da sie sowohl an der Front wie vor allem hinter derselben unentbehrliche Dienste für die Versorgung der Armee leisteten.

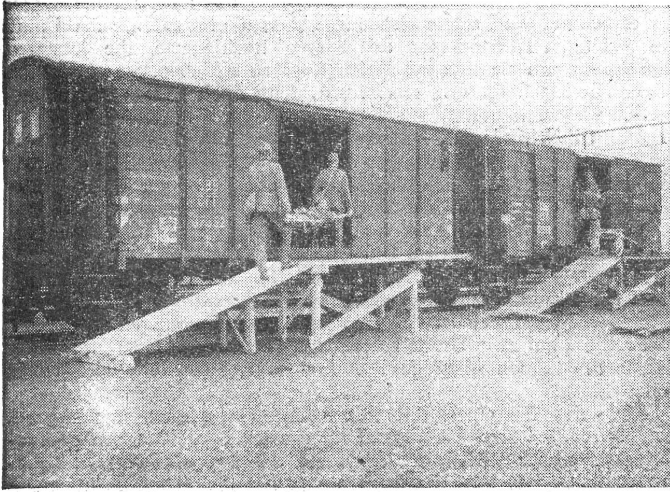
Es war kein Wunder, dass in Lohja anfänglich alles ein bisschen drunter und drüber ging und dass wir alle Hände voll zu tun hatten, um nur das allernotwendigste zu besorgen. Aber selbst dies war in gewissen Fällen nicht möglich. Da warteten z. B. sehr viele auf einen ruhigstellenden, wohlthätigen Gipsverband, aber der Gips, der uns zu Beginn zur Verfügung stand, war so schlecht, dass er selbst nach Tagen noch weich war. Wollte man eine subkutane Infusion verordnen, so musste sie unterbleiben, weil weder die nötigen Utensilien noch die Kochsalzlösung vorhanden war. Für Salbenverbände stand uns nur Borvaseline in geringen Mengen zur Verfügung, und für antiseptische Kompressen eine Chloraminlösung, die auch immer wieder auszugehen drohte. Das alles ist aber nicht verwunderlich, wenn ein kleines Volk für 50'000 Verwundete zu sorgen hat.

Neben den vielen Granatsplittern, deren Entfernung trotz Röntgenbild mit allerhand Tücken verbunden sein kann, mussten eiternde Gelenke drainiert und unaufhörlich eiternde Durchschüsse gespalten werden. Es war rührend, wie der finnische Soldat den überstandenen Schmerzen zum Trotz für die Splitterentfernung dankbar war, was er auch sehr oft durch herzliche Bezeugungen zum Ausdruck brachte. Die Soldaten drängten sogar darauf, operiert zu werden, und immer wieder stellten sie die Frage, ob die Reihe nicht bald an ihnen sei. Sehr oft mussten wir sie dann auf die kommenden Tage vertrösten, da wir unmöglich allen zur gleichen Zeit helfen konnten.

Einen Operationssaal — das Wort klingt zwar allzu vornehm für den bescheidenen Raum, der uns zur Verfügung stand — konnten wir dann im Verlaufe der ersten Woche beziehen. Er entsprach zwar gar nicht den Anforderungen eines modernen Operationsraumes, da es sich um ein gewöhnliches Zimmer ohne gute Beleuchtung und ohne fliessendes Wasser handelte. Aber man passte sich eben den Umständen an, wie es der Krieg nun einmal fordert, und es ging wirklich trotz allen Mängeln sehr gut. Hier stand jetzt doch ein richtiger Operationstisch und wir waren nicht mehr gezwungen, uns über die auf niedrigen Küchenstühlen gelegene Bahre zu beugen, um einen Granatsplitter entfernen zu können. Auch war da ein richtiger Instrumentenkocher, während vorher in einer kleinen Pfanne Spritzen und Instrumente am laufenden Band ausgekocht werden mussten, wobei im Wirrwarr der ersten Tage gewöhnlich kein Mensch mehr wusste, wie lange der eine oder andere der zu sterilisierenden Gegenstände im Wasser lag, da die ungeübten Schwestern und Lottas oft nach Gutdünken etwas in die Pfanne schmissen, ohne sich um den übrigen Inhalt zu kümmern.

Karfreitag und Ostern wurden von der Arbeit verschlungen, ohne dass wir uns der Feiertage bewusst geworden wären. Aber allmählich traten doch die Früchte unserer Arbeit zutage, die Wunden säuberten sich, die vorher schmerzenden Knochen- und Gelenkschüsse beruhigten sich unter dem fixierenden Verband und die anhaltende Eiterung aus den Schusskanälen nahm langsam ab. Aber es blieb trotzdem ein gerüttelt Mass von Arbeit übrig, das aber dank des herzlichen Einvernehmens zwischen Finnen und Schweizern auf beste Weise bewältigt werden konnte.

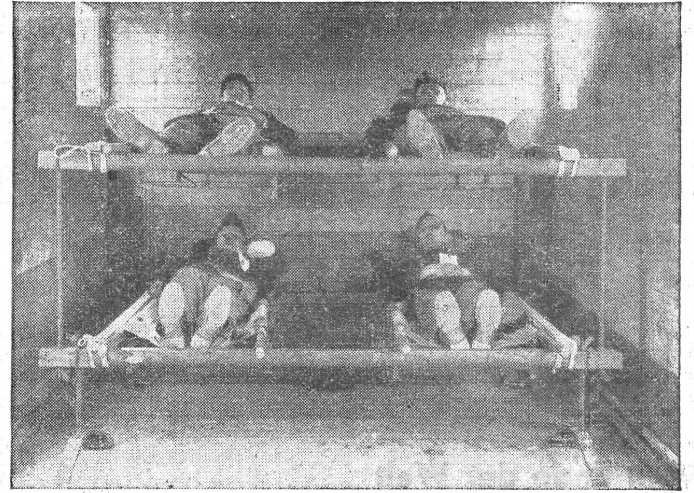
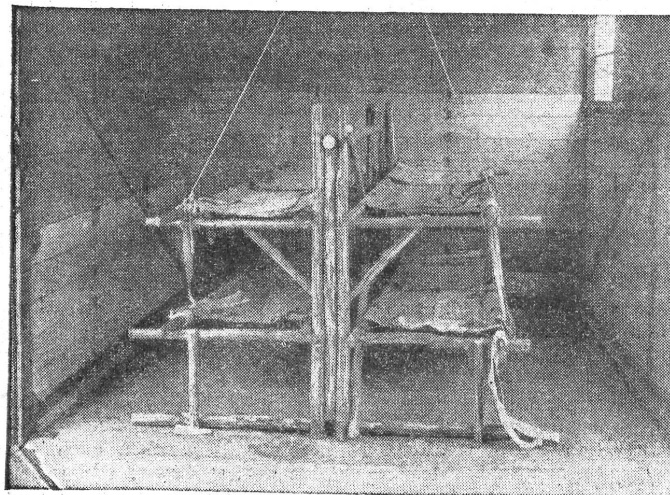
Doch war unsere Arbeit schön, verglichen mit den Strapazen, welchen die finnischen Aerzte an der Front ausgesetzt waren. So wurde mir erzählt, dass in dem hinter der Wiborg-Front gelegenen Lappenranta, wo zwischen dem 13. und 21. Februar mehr als 100 Bombardierungen durch russische Flieger gezählt wurden, auch das Kriegsspital mehrmals getroffen worden war, so dass es schliesslich keinen Wasser-Zu- und -Abfluss mehr gab, und auch die Heizung



nicht mehr funktionierte. Es war so kalt, dass die Aerzte in ihren Pelzmänteln operieren mussten, wobei sie in den Kleidern der Verwundeten einfach ein aufklappbares Stück über der Wunde herauschnitten, da an ein Auskleiden der Kälte wegen nicht zu denken war. — Die grösste Arbeit musste meist nachts geleistet werden, weil zu dieser Zeit die Verwundeten ankamen. Tagsüber durfte aber kein Feuer angezündet und folglich nichts gekocht werden, um nicht durch den Rauch das Gebäude zu verraten. Und waren einmal, so gegen Morgen, die Verwundeten besorgt, so waren die Aerzte zu müde, um noch Tee zu kochen und legten sich eben, ohne etwas Warmes genossen zu haben, nieder. Das sind nur zwei Beispiele, die zeigen mögen, welcher Art die Arbeit der finnischen Aerzte an der Front war.

Nach und nach nahm die Zahl der Geheilten im Spital in Lohja zu, und da der Krieg ja zu Ende war und keine frisch Verletzten mehr ankamen, ging der Bestand bis Ende April so stark zurück, dass sich der Betrieb nicht mehr lohnte und deswegen die noch Zurückgebliebenen teils in ein anderes Kriegsspital, teils nach Helsinki verlegt werden mussten. Im gleichen Fall befanden sich auch andere Kriegsspitäler, die den Rest ihrer Verwundeten nach Helsinki evakuierten. So waren auch wir gezwungen, das uns vertraut gewordene Lohja und unsere dortigen, ausserordentlich gastfreundlichen Freunde zu verlassen und nach Helsinki überzusiedeln, wo wir am 24. April eine neue und letzte Arbeitsperiode im schwedischen Gymnasium antraten. Die Verhältnisse, die wir dort vorfanden, entsprachen denjenigen von Lohja, der Mangel an Material aller Art machte sich sogar noch mehr geltend, so dass wir auch hier wieder über unsere mitgebrachten Verbandstoffe und Medikamente sehr froh waren. Besonders der Mangel an Verbandstoffen war erheblich; diese mussten zum Teil durch Zellulose und Papierstreifen ersetzt werden, da Finnland durch den europäischen Krieg fast vollständig von der Aussenwelt abgeschnitten war und seine durch den Krieg aufs höchste beanspruchten Vorräte nicht mehr ergänzen konnte.

In Helsinki erlebten wir nun auch den 1. Mai, der als nationaler Feiertag von Bürgern und Arbeitern in gleicher Weise begangen wird. Auch in diesem Jahr, wie in den früheren, wurden farbige Ballons auf den Strassen feilgeboten, auch jetzt legten die Studenten und Studentinnen zum erstenmal im Jahr ihre weissen Mützen an, gleich wie



die Marineoffiziere und die Matrosen, auch jetzt wurde die traditionelle Feier mit Studentengesang und Ansprachen im Kaisaniemi-Park abgehalten, aber die Stimmung blieb gedrückt und von irgendwelcher ausgelassenen Fröhlichkeit war schon gar keine Rede, weil allzu viele liebe Angehörige in diesem Kriege verloren hatten. Der 1. Mai war übrigens auch der erste warme Tag, da man in der Sonne ohne Mantel sich aufhalten konnte, während im Schatten immer noch Kälte vorherrschte. Aber von Frühling, wie wir ihn kennen, war noch nichts zu sehen. Die Bäume waren noch ganz kahl, die Wiesen braungelb und von Frühlingsblumen konnte man bloss die ersten Leberblümchen an besonders warmen Stellen finden.

Da unsere Arbeit nun mit jedem Tage abnahm und sich über der Schweiz Gewitterwolken zusammenzogen, dachten wir immer sehnelicher an unsere Heimreise. Endlich traf am 17. Mai das deutsche Visum ein und am 19. Mai nahmen wir nach mehr als 2½monatigem Aufenthalt herzlichen Abschied von unsern finnischen Freunden, und schon am 21. Mai befanden wir uns wieder auf Schweizer Boden, nach einer fast ununterbrochenen und ganz friedlichen Reise von Sassnitz bis St. Margrethen.

Les renseignements de la guerre

Résistance organique et nerveuse.

Les samaritains et le personnel infirmier sont mis à rude épreuve lorsque surgit la guerre et que la bataille fait rage. Nombreuses sont les personnes appartenant à la population civile qui perdent l'exacte notion de la réalité et deviennent de vrais psychopathes. De simples troubles nerveux fonctionnels s'aggravent parfois à un tel point que l'état général du malade empire visiblement et qu'il faut songer à prendre des mesures thérapeutiques sérieuses. On conçoit sans peine que, dans certaines conditions, la résistance organique et nerveuse soit vaincue par les événements et les assauts furieux des engins mécanisés destructeurs. Mais il y a d'autres facteurs, nous semble-t-il, à considérer, chez nous en particulier, où tout est intact. Que par contre-coup, nous ayons subi quelques dommages regrettables (bombardement, etc.), c'est chose inévitable, mais le risque de restriction d'approvisionnement est très certainement le plus apparent et le plus redoutable.

Les hygiénistes le savent bien et leurs recherches tendent avant tout à armer la population civile et nos soldats contre les conséquences directes ou indirectes d'un conflit qui met aux prises les puissants de ce monde. Tous ceux qui ont vu, de leurs yeux, les répercussions du désastre sur les organismes jeunes et vieux surtout savent qu'avant toute chose, l'alimentation totalement déséquilibrée joue un rôle dans l'écllosion de troubles multiples. Le régime quotidien, qui est en général à peu près normalement équilibré, subit de telles modifications qu'au bout de quelque temps des dommages s'exercent, souvent à l'insu du malade lui-même. Il n'est d'ailleurs pas facile, en période habituelle déjà, de préciser les critères d'une alimentation rationnelle, au double point de vue qualitatif et quantitatif. La détermination des besoins alimentaires de l'être humain, bien qu'elle ait fait de cons-

Die Bilder dieser Seite zeigen Uebungen der Rotkreuzkolonnen. Verladen von Verwundeten in Eisenbahngüterwagen. Improvisationen! — Photos de cette page: exercices de colonnes de Croix-Rouge. Transport de blessés dans des wagons de trains de marchandises. Improvisations!